Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 286. **Freitag** den 8. Juni 1900. 94. Jahrgang.

Die Nativisten und die „deutsche Gefahr" in Brasilien.

Aus Joinville (Sta. Catharina), 22. April, schreibt man der „Welt-Correspondenz": Die Reise, die der deutsche Gesandte in Brasilien, Graf Arco Valley, in die großen deutschen Coloniegebiete im Norden des Staates Sta. Catharina, nach Blumenau, Joinville und Sao Bento, unternommen hat, hat, wie vorauszusehen war, der Presse in der Bundeshauptstadt Rio de Janeiro Stoff geliefert, um ihrem sensationslüsternen Lesepublicum wieder einmal das Schreckgespenst von der „deutschen Gefahr" aufzutischen, welches fast regelmäßig alle Jahre einmal aus der journalistischen Rumpelkammer geholt wird. Daran konnte selbst der Umstand nichts ändern, daß Graf Arco als einfacher Tourist reiste und auf seinen Wunsch alle Empfänge und Festlichkeiten, bei denen sich das deutsche Nationalgefühl auf den Colonien hätte öffentlich zum Ausdruck bringen können, unterblieben waren. Zwar hatte eine der bedeutendsten Rio-Zeitungen, die „Gazeta de Noticias", anfangs gerade dies Moment an der Reise des deutschen Gesandten lobend hervorgehoben, um damit, wie sie betonte, allen etwaigen Verdächtigungen des Zwecks der Reise vorzubeugen, aber wenige Tage später, veränderlich, wie der Brasilianer in seinen Stimmungen ist, ließ auch die „Gazeta", welche sonst allen nativistischen Tendenzen abgeneigt ist, den Alarmruf von der „deutschen Gefahr" ertönen, und dies aus keinem anderen Grunde, als weil zufällig New Yorker Zeitungen in Rio eingetroffen waren, die, so besonders der „New York Herald", in Anlehnung an den Londoner „Spectator", lang und breit auseinandersetzten, wie der deutsche Kaiser nach der Occupation der brasilianischen Südstaaten Sta. Catharina und Rio Grande do Sul trachte, und als Beweis für die deutschen Annexionsgelüste anführten, daß von der deutschen Regierung Karten herausgegeben werden, auf welchen diese Staaten als Theile des reichsdeutschen Colonialbesitzes bezeichnet sind. Secundirt in diesen Verdächtigungen wurde die „Gazeta" von dem „Journal do Commercio", dem einflußreichsten und meist gelesenen Blatte Brasiliens.

Die landessprachliche Presse Sta. Catharinas hat sich bisher den Alarmrufen der Rio-Blätter gegenüber stillschweigend verhalten, nur der „Estado", das Organ der Opposition im Staat, brachte die kurze Notiz über die in den New Yorker Zeitungen ausgesprochenen Verdächtigungen, aber ohne alle redactionelle Bemerkung. Der „Estado" wich in dieser Zurückhaltung von seinem früheren Vorgehen ab; noch im vergangenen Jahre, als von Buenos Aires her das berüchtigte Bremer Telegramm des Inhalts, daß auf der Landconcession der Hanseatischen Colonisations-Gesellschaft im Staate Sta. Catharina die deutsche Flagge gehißt sei, die Runde durch die brasilianische Presse machte, war das genannte Blatt in allen Tonarten über das hiesige Deutschthum hergefallen und hatte es landesverrätherischer Tendenzen im Bunde mit der deutschen Reichsregierung verdächtigt, ja sogar einen Artikel aufgenommen, in welchem ein unreifer Rioer Student sich zu dem kühnen Ausspruch aufschwang, man müsse diese Deutschen wie räudige Hunde aus dem Lande vertreiben. Wer weiß, daß der Brasilianer sich leicht an seinem eigenen Wortschwall berauscht, legt allerdings derartigen Paregismen nicht viel Gewicht bei; es ist eben „viel Geschrei und wenig Wolle".

Wenn die Oppositionspresse des Staates diesmal die Rioer Verdächtigungsartikel gegen das Deutschthum nicht abdruckte und commentirte, so war es sicherlich die Rücksicht auf die deutsche Wählerschaft im Staate; hatte doch bei der letzten Bundescongreßwahl die „Joinvillenser Zeitung", welche im Allgemeinen der Opposition angehört, ausdrücklich betont, daß die im „Estado" gegen die Deutschen gerichteten gehässigen Angriffe es einer deutschen Zeitung unmöglich machen, für die Candidaten der Opposition als Parteicandidaten einzutreten.

Die brasilianische Regierung, sowohl die des Bundes als die des Staates Sta. Catharina, steht den Alarmartikeln der landessprachlichen Presse völlig fern und legt den New Yorker Verdächtigungen nicht die geringste Bedeutung bei, wie überhaupt in einsichtsvollen, politischen Kreisen Brasiliens immer mehr erkannt wird, daß der letzte Grund für die nordamerikanischen Warnungen die Befürchtung ist, Deutschland könne den politischen, wie commerziellen Expansionsgelüsten der Vereinigten Staaten in Südamerika einen Strich durch die Rechnung machen.

Allerdings muß man sich in Deutschland hüten, aus dem urdeutschen Namen „Schmidt" des gegenwärtigen Governadors des Staates Sta. Catharina falsche Schlüsse zu ziehen. Herr Felippe Schmidt, Major im brasilianischen Heere, dessen Eltern aus Deutschland hier eingewandert sind, ist Brasilianer reinsten Wassers und nicht einmal mehr der Sprache seiner Väter mächtig. Immerhin hat sich in ihm kein Deutschenhaß entwickelt; doch verlangt er von den Deutschen, daß sie Sprache und Sitten ihrer alten Heimath ablegen und in das Brasilianerthum aufgehen. Es ist das im Grunde genommen das Verlangen aller Brasilianer; die Erfahrung, daß der Deutsche diesem Verlangen nicht nachkommt und mit ganz verschwindenden Ausnahmen auch in den hier geborenen Generationen Deutscher bleibt, ist die Ursache des Mißtrauens und einer gewissen Abneigung gegen das deutsche Element, welche nicht selten zum Deutschenhaß bei den Brasilianern führt.

Generalconsul Dr. Focke in Capstadt.

Nachdem der bisherige deutsche Generalconsul in Capstadt, Dr. Focke, in den einstweiligen Ruhestand versetzt worden ist, wird der folgende Brief eines Mitarbeiters der „Münch. N. N." aus Capstadt vom 12. Mai 1900 von besonderem Interesse sein:

„Die officiöse Mittheilung der „Nordd. Allgem. Ztg.", der deutsche Generalconsul in Capstadt, Herr Dr. Focke, habe die in verschiedenen Blättern gegen ihn erhobenen Beschuldigungen als unbegründet bezeichnet, hat in den hiesigen deutschen Kreisen großes Befremden hervorgerufen. Damit ist aber auch der dringende Wunsch rege geworden, die Angelegenheit möge durch amtliche Untersuchung klargestellt werden. Das Ergebniß einer solchen würde für den Herrn Generalconsul ein recht klägliches sein. Denn jene Aeußerung, die der Vertreter des deutschen Reiches sich erlaubt hatte, es sei für die hiesigen Deutschen das Beste, so schnell als möglich im Engländerthum aufzugehen, ist von einer mehr als hinreichenden Anzahl durchaus zuverlässiger und glaubwürdiger Zeugen vernommen worden und hat jenem Herrn auch sofort eine sehr energische Entgegnung eingetragen. Trotzdem aber hat es Dr. Focke in seinem officiellen Berichte ganz ausdrücklich abgestritten, diese oder eine ähnliche Aeußerung jemals gethan zu haben! Was die weitere Erklärung des Herrn Dr. Focke betrifft, er sei stets pflichtmäßig bemüht gewesen, darauf hinzuwirken, daß die Deutschen in seinem Amtsbezirk sich ihre Staatsangehörigkeit, Sprache und nationale Gesinnung erhalten, so ist dabei nur das Eine sonderbar, daß von derartigen „pflichtmäßigen Bemühungen" des Herrn Generalconsuls bis zum heutigen Tage noch Niemand von uns auch nur das Allergeringste wahrgenommen hat. Wohl aber hat der Generalconsul der Beweise mehr als genug geliefert, daß es ihm mit jener obigen, trotz aller Ableugnung von ihm dennoch gethanen Aeußerung vollkommener Ernst ist. Nur ein paar Beispiele mögen hiermit erwähnt sein.

Daß der Herr Generalconsul Dr. Focke in seinen amtlichen Mittheilungen sich der englischen Sprache bedient, hat hier überall Anstoß und Aergerniß erregt. Aber obwohl man solches dem Herrn Generalconsul aufs Deutlichste hat zu verstehen gegeben — so hatte z. B. der Verein „Amicitia" ein an ihn gerichtetes englisches Schriftstück unter scharfem Protest an den Herrn Generalconsul zurückgeschickt —, so wird trotzdem flott weiter in englischer Sprache correspondirt. Noch unlängst hat Herr Dr. Focke die Mittheilungen betreffs Verlegung des Consulats in ein anderes Gebäude an die Deutschen in englischer Sprache versandt. Doch dies sind immerhin noch Dinge von nicht gerade einschneidender Bedeutung. Schlimmer als dies ist schon die Stellungnahme des Herrn Generalconsuls zu unserer Kirche und Schule.

Unsere stattliche deutsche Kirche, unsere große und vorzüglich organisirte deutsche Schule, die der Stolz eines Jeden von uns sind, haben nach Herrn Dr. Focke's Ansicht nur eine „zeitweilige, vorübergehende Aufgabe zu erfüllen", wie er sich zu äußern gleichfalls für gut befunden hat, nämlich bis sein Herzenswunsch, die Verenglischung des hiesigen Deutschthums, in Erfüllung gegangen ist. Während unser voriger Generalconsul, Herr v. Schuckmann, ein warmes Herz für unsere Kirche und Schule hatte, über alle Verhältnisse jener beiden Anstalten stets sich unterrichtet hielt und den Leitern derselben bei ihrer schweren und oft recht undankbaren Aufgabe mit Rath und That zur Seite stand, scheinen für seinen Herrn Nachfolger jene Anstalten einfach nicht vorhanden zu sein!

Die üblichen officiellen Einladungen, die der Herr Generalconsul zu Kaisers Geburtstag hatte ergehen lassen, waren, d. h. nur soweit sie die deutschen Kreise betrafen, derartig gehalten, daß sie die größte Entrüstung erregt hatten. Viele Deutsche hatten infolge dessen jene Einladungen ignorirt, andere hatten dieselben unter Protest an den Absender zurückgeschickt. Dies betraf aber, wie gesagt, nur die Deutschen, während die geladenen englischen Gäste sich wahrlich nicht über Mangel an Höflichkeit und Zuvorkommen zu beklagen hatten!

Unter den bei Capstadt internirten republikanischen Kriegsgefangenen befinden sich bekanntlich viele Ausländer. Die Lage der Gefangenen ist infolge der höchst inhumanen Behandlung seitens der englischen Militärbehörden eine sehr traurige. Darum bemüht sich Alles, ja sogar englische Kreise, die Leiden jener Unglücklichen nach Kräften zu lindern. Sämmtliche fremdländische Consuln thun, was sie irgend vermögen, um ihren gefangenen Landsleuten beizustehen, nur der Generalconsul des deutschen Reiches bildet hiervon eine Ausnahme! Daß jene Deutschen, welche im Boerenheere gekämpft haben, keinen Anspruch auf Schutz des deutschen Reiches geltend machen können, d. h. soweit die Gesetze solchen gewährleisten, ist ja richtig, aber daß die „Neutralität" sich sogar bis auf die einfachsten Gebote der Nächstenliebe zu erstrecken hat, dürfte wohl lediglich eine Specialansicht unseres Herrn Generalconsuls sein!

Daß Herr Dr. Focke voller Bewunderung zu dem staatsmännischen Genie eines Cecil Rhodes emporblickt, aber voller Verachtung auf Präsident Krüger und seine Boeren als auf ein „zusammengelaufenes Räuber- und Diebesgesindel" (also!) herabsieht, ist ja seine Geschmacksache. Ebenso mag es ja seine aufrichtige Ueberzeugung sein, daß die „Zertrümmerung und gänzliche Vernichtung der beiden Boerenstaaten eine Nothwendigkeit ist" (wörtliche Aeußerung des Herrn Dr. Focke!). Die Frage ist nur, ob ein Mann mit derartigen Anschauungen die geeignete Persönlichkeit ist, gerade die Interessen des deutschen Reiches in Südafrika zu vertreten. Jedermann weiß, daß nächst England keine andere Macht der Erde so gewaltige coloniale und handelspolitische Interessen in Südafrika besitzt, als Deutschland, daß aber diesen Interessen durch eine etwaige „Zertrümmerung und gänzliche Vernichtung" der Boerenstaaten die schwersten Gefahren drohen würden. Darüber besteht auch in unseren Regierungskreisen kein Zweifel, und dementsprechend ist die Haltung des consulatischen Vertreters des deutschen Reiches hierselbst bestimmt vorgezeichnet. Da aber die Anschauungen des Generalconsuls Dr. Focke in dieser allerwichtigsten Frage sowohl, als auch in allen anderen das Deutschthum betreffenden Richtungen mit den Interessen des deutschen Reiches in keiner Weise übereinstimmen, so wäre die möglichst baldige Abberufung jenes Herrn in höchstem Grade wünschenswerth."

Der Krieg in Südafrika.

-o Unser Londoner Correspondent recapitulirt über die **Einnahme Pretorias**

folgende Einzelheiten: Am Sonnabend Abend befand sich Lord Roberts bei Oranjegrove, zehn oder zwölf Meilen von Johannesburg. Am Montag Morgen stand er 30 km vor Pretoria, so daß er am Sonntag von Oranjegrove 30 km gemacht haben muß. Am Montag brach die Armee mit Tagesanbruch auf und marschirte in breiter Front vor. Nach drei Stunden stieß sie auf die Boeren, die bei Sigmilasspruit (Hennops-River) eine Reihe hintereinander liegender Kopjes besetzt hielten. Die Boeren gingen vor der Avantgarde von den ersten Kopjes zurück auf die dahinterliegende Reihe, auf der sie Artillerie aufgefahren hatten. Hierauf griff das Centrum unter Lord Roberts an und die Boeren gingen vor dem schweren Artillerie-Feuer seitwärts aus den Kopjes heraus. Sie versuchten eine Flankenbewegung nach Westen, hier aber stand Jan Hamilton, der bereits einige Kilometer näher an Pretoria herangekommen war, und hemmte die Bewegung der Boeren westwärts. Inzwischen war die Cavallerie unter French und Hutton nördlich von Pretoria eingetroffen und die Garden näherten sich bereits den südlichen Außenforts. Die dritte Cavallerie-Brigade hielt außerdem die Eisenbahn in der Nähe von Irene-Station. So waren die Boeren von drei Seiten eingeschlossen und nur der Weg nach Osten stand ihnen noch offen. (Direct westlich von Pretoria scheint sich zu der Zeit Broadwood befunden zu haben.)

Die Dunkelheit machte den Operationen am Montag ein Ende, es scheint aber, als ob zu der Zeit bereits die Boeren entschlossen waren, der Cernirungs-Armee nicht weiter zu begegnen, denn noch in derselben Nacht sandte, wie gemeldet, Commandant Botha zu Roberts und ersuchte um einen Waffenstillstand, nachdem Roberts durch einen Parlamentär zur Uebergabe der Stadt aufgefordert hatte. Roberts erwiderte, daß die Uebergabe sofort und bedingungslos zu erfolgen habe, oder die Feindseligkeiten würden bei Tagesanbruch wieder aufgenommen werden. Darauf machte Botha in seinem zweiten Briefe die Mittheilung, daß er sich entschlossen habe, Pretoria nicht zu vertheidigen und es wurde beschlossen, daß die englischen Truppen um zwei Uhr in der Hauptstadt einziehen sollten. Dies ist geschehen.

Von neueren Meldungen ist nur die Folgende zu verzeichnen:

* **Lourenço Marques**, 7. Juni. (Telegramm.) **Es verlautet, die Boeren wollten in Hatherley, 12 Meilen von Pretoria, an der Bahnlinie nach der Delagoa-Bai Stand halten, um Zeit zu gewinnen. Die Boeren brächten die englischen Gefangenen nach Nooitgedacht im Elandsthale, das sehr ungesund ist. 1000 Gefangene seien bereits angelangt und würden von 250 Boeren bewacht.** (Reutermeldung.)

Wie weit die Nachricht zutreffend ist, entzieht sich noch jeder Beurtheilung. Das Elandsthal liegt zwischen Machadodorp und Lydenburg.

Natal.

Das Bureau Laffan berichtet aus Pretoria vom Sonnabend: Auf Buller's Ersuchen wurde ein dreitägiger Waffenstillstand beschlossen. Der Commandant Christian Botha und Buller trafen sich bei Laings Nek und hatten eine Unterredung. Utrecht ist wieder von Engländern geräumt, die sich auf ihr Gros bei Mount Prospekt zurückziehen.

Das „Bureau Reuter" telegraphirte gestern aus Newcastle: Historische Erinnerungen binden die Boeren an Laings Nek. Sie haben sich noch nicht völlig entschließen können, es aufzugeben. Für sieben Kanonen sind Verschanzungen aufgeworfen. Es ist aber unmöglich, zu sagen, wie viele Kanonen die Boeren haben.

Die Sorglosigkeit,

mit der die englischen Officiere sich in Feindesland bewegen, ist wirklich verblüffend. Heute liegt eine Anzahl Meldungen über die Art, in der englische Truppen und Patrouillen von den Boeren einfach aufgehoben, oder doch vollständig überrumpelt werden, vor. So wird aus Douglas unter dem 31. Mai über das Engagement Warren's (über das wir schon berichteten) folgendes Nähere telegraphirt:

Am Dienstag kam General Warren mit seiner Colonne nach Faberspruit, ungefähr 19 km von Douglas. In der mondscheinlosen Nacht kamen die Boeren an das englische Lager bis direct an die Vorpostenlinie; gleichzeitig schlich sich eine größere Abtheilung, die sich der Schuhe entledigt hatte, zwischen den Wachen hindurch in einen Farmgarten, der nur eine ganz kurze Strecke von der Hauptwache der Imperial Yeomanry entfernt war. Eine andere Abtheilung rückte auf freiem Felde geradenwegs auf das kleine Farmhaus zu, in dem General Warren mit dem Duke of Edinbourg-Volunteers Quartier bezogen hatte.

Etwa eine halbe Stunde vor Tagesanbruch eröffneten die Boeren von allen Seiten auf die verschiedenen Theile des

Feuilleton.

Die Erbtante.

Novellette von Lars Vilmar.
Aus dem Norwegischen von E. Vilmar.
Nachdruck verboten.

Van Twist war todt, doch seine Wittwe lebte noch. Van Twist war nun ein Engel. So hatte wenigstens der Pfarrer in der Leichenrede gesagt; daher mußte es wohl wahr sein.

Aber seine Wittwe war durchaus kein Engel; die Frau des Hauswirthes behauptete sogar just das Gegentheil, aber das wollen wir dahingestellt sein lassen. Es kommt ja häufiger vor, daß Frauen einander Böses nachsagen, zumal, wenn sie Freundinnen sind.

Van Twist hatte in der Hauptstadt ein Colonialwaarengeschäft en gros betrieben und aus Nächstenliebe wohl auch kleine Geldsummen gegen 50 Procent ausgeliehen. Nach seinem Tode führte seine Frau das Geschäft noch einige Zeit fort und verkaufte es dann plötzlich.

In einem kleinen Städtchen, nicht weit von der Hauptstadt, wohnte eine Schwester der Wittwe van Twist, die dort mit dem Procurator Bergmann verheirathet war. Seltsamer Weise erinnerte sie sich dieser Schwester gerade zu einer Zeit, als in der Hauptstadt eine Epidemie ausgebrochen war. Bis dahin schien sie Frau Bergmann's Adresse total vergessen zu haben, denn zwei Briefe, worin diese sie um ein kleines Darlehen gebeten, waren unbeantwortet geblieben.

Procurator Bergmann hatte eine große Familie und ein kleines Einkommen, das vollständig im Haushalt draufging.

Seine Frau war eine jener wirthschaftlichen Frauen, die ihren Mann dadurch ruiniren, daß sie zu viel Zeit in der Küche verbringen, und das ist oft ebenso schlimm, als wenn der Mann zu viel ins Wirthshaus geht. Man sah Frau Bergmann fast niemals anders, als in einer Wolke von Küchendampf. Im Uebrigen war sie eine sehr gutherzige Frau, die keinen Armen hungrig von ihrer Schwelle wies.

An einem dunklen Herbstabend stürmte der Procurator plötzlich mit den Worten in die Küche:

„Deine Schwester Thea ist in der Stadt, wir werden sie wohl gleich hier haben."

Seine Frau schlug verzweifelt die Hände zusammen. „Allmächtiger!" jammerte sie. „Uns Unglücksmenschen trifft doch nichts als Verdruß und Mißgeschick!"

Eine Viertelstunde später zog Frau van Twist die Glocke an der Bergmann'schen Wohnung und stand auf einmal in der Küche, ohne daß ihre Schwester ihr Kommen bemerkt hatte. Sie hatte bereits Hut und Mantel abgelegt. Ein altes schwarzes Seidenkleid umhüllte ihre hagere, eckige Gestalt. Ihr Gesicht zeigte scharfe Züge, die kleinen, dunklen Augen lagen tief im Kopfe, und das graue Haar war mit Pomade am Schädel festgeklebt.

„Himmel, Thea, wie kommst Du her?" rief Frau Bergmann betreffen.

„Ich habe das Leben in der Großstadt satt und kann nun, meines Erachtens, nichts Besseres thun, als den Rest meiner Tage still und ruhig in Eurer Mitte zu beschließen."

Frau Bergmann erschrak sichtlich.

„Wir — aber wir haben so wenig Raum."

„Das thut nichts. Du weißt, ich bin nicht anspruchsvoll. Wenn Du im großen Vorderzimmer ein Bett aufstellen läßt, will ich mich mit diesem einen Zimmer behelfen."

„In meiner guten Stube? Aber wenn dann einmal Besuch kommt?"

„Besuch? Menschen in Euren Verhältnissen erhalten doch keine Besuche? Ich habe zwar Geld genug, um mir Gäste leisten zu können, habe mich aber niemals darauf eingelassen."

„Kinder, kommt einmal her und sagt Tante Thea guten Tag!"

„Sind das Alles Deine Kinder? Dann ist's allerdings kein Wunder, daß Schmalhans hier Küchenmeister ist. Meine Mittel hätten mir zwar gestattet, Kinder zu haben, doch glücklicher Weise bin ich damit verschont geblieben."

„Dies hier ist meine älteste Tochter Andrea. Es ist ein gutes Mädel, das weder Musik noch schöne Künste oder sonstigen Firlefanz gelernt hat, sondern von mir zu einer tüchtigen Hausfrau erzogen wird."

„Das freut mich zu hören", versetzte die Tante. „Nun sorge nur dafür, daß ich stets zufrieden mit ihr sein kann. Ich besitze noch ein nettes Sümmchen, und Ihr seid meine nächsten Erben."

Frau Bergmann's Gesicht hellte sich merklich auf.

„Nun wir so unerwartet einen willkommenen Gast bekommen haben, muß ich noch schnell einen kleinen Rumpudding machen", sagte sie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als sehr angenehmer Gast erwies Tante Thea sich in der Folge gerade nicht.

Die arme Andrea, die allgemein für ihre glückliche Erbin galt, betrachtete sie gewissermaßen als ihre Sclavin und nahm sie so vollständig für sich in Anspruch, daß Frau Bergmann nicht mehr daran denken konnte, ihren ältesten Liebling in die Geheimnisse der Kochkunst einzuweihen.

Die Tante war gegen Jedermann, namentlich aber gegen ihre Schwester, äußerst mißtrauisch, und kaum ein Tag verging, ohne daß Frau Bergmann beschuldigt wurde, ihr Handschuhe, Nähmaterial oder andere Kleinigkeiten fortgenommen zu haben, die sich hinterher stets in Frau van Twist's Koffern und Kisten wiederfanden.

Sie ging niemals aus und empfing selten Besuch. Das schöne Vorderzimmer, auf welches Frau Bergmann immer so stolz gewesen, hatte sie in eine Rumpelkammer voll alter Koffer und Kisten verwandelt.

Es war indeß augenfällig, daß alle Leute im Städtchen äußerst zuvorkommend gegen die Familie Bergmann geworden waren, seit die Tante in ihr Haus gekommen. Sowohl Bäcker als Schlächter gewährten mehr Credit, der Krämer erbot sich freiwillig, die Waaren anzuschreiben, und verschiedene Freunde des Procurators machten ihm aus freien Stücken das Anerbieten, ihm auf unbestimmte Zeit Geld zu leihen.

Und Andrea, „das reiche Fräulein Bergmann, die Erbin der Frau van Twist", wie sie allgemein hieß, sie, die früher keine Beachtung gefunden, hatte jetzt eine ganze Reihe von Anbetern. Doch je mehr Freier auftauchten, desto mehr hatten die Damen — namentlich die Mütter heirathsfähiger Töchter — an ihr auszusetzen.

Ahnungslos, daß sie der Gegenstand so vielfachen Interesses war, saß Andrea bei ihrer Tante und hörte geduldig die Strafpredigten an, womit diese sie reichlich bedachte. Ueber ihre Arbeit geneigt, suchte das liebe Kind Trost in der Welt ihrer Träume.

Sie liebte. Aber ihre Liebe war hoffnungslos. Ihr Auserkorener, der ihrem Hause gegenüber wohnte, hieß Oskar Ruling und war Commissionär in Colonialwaaren.

Herr Ruling war ein sehr hübscher junger Mann mit schwarzem Lockenkopf, der von sämmtlichen jungen Damen des Städtchens angebetet wurde.

Vor einigen Wochen hatte man im Hause des Cantonrichters „Axel und Waldburg" aufgeführt. Der mit farbigem Tuch und Tannengrün prächtig decorirte Saal stellte die Domkirche von Drontheim vor. Die Tochter des Cantonrichters war als Waldburg im Nationalcostüm aufgetreten, während Ruling den Axel

SLUB
Wir führen Wissen.